

Familienfreund

Blätter zur Unterhaltung und Belehrung

Der Gänsehund.

221

Humoristische Novelle von O. Gaus-Bachmann.

(Nachdruck verboten.)

Bei dieser Beschäftigung wurde sie von Edith aufgesucht; das junge Mädchen war so glücklich und fühlte das Bedürfnis, sich auszusprechen, aber dieser aufregende Tag war ja so ungeeignet zu einem gemütlichen Plaudern. Sie war froh, als sie die Tante allein in der Küche fand.

"Ach, Tante," sagte sie vorwurfsvoll, "hast du denn noch immer keine Zeit gefunden, mir ordentlich zu gratulieren? Nimmst du denn nicht ein bisschen Anteil an mir?"

Frau Betti ließ das Bratenstück, das sie eben zerschneiden wollte, liegen und eilte mit ausgebreiteten Armen auf das junge Mädchen zu. Das Tranchiermesser hatte sie wegzulegen vergessen und es rägte jetzt drohend zwischen Ediths Schultern empor, als sie dieselbe umarmte. "Du süßes Dingelchen du, verzeih mir nur, daß ich mich so wenig mit dir beschäftige," bat sie unter Tränen der Rührung, "aber wenn du wüsstest, was ich heute schon für Dualen ausgestanden habe, würdest du's begreifen. Ich wünsche dir von ganzem Herzen Glück und ich hoffe, du wirst's finden, ein guter Mensch ist er ja, der Liebhardt."

Sie küßte Edith herzlich und dann, sich wieder ihrem Braten zuwendend, sagte sie mit einem Seufzer: "Freischafft, Ditha, ein wenig anders haben wir uns die Sache wohl gedacht; wir meinten, du sähest Waldemar so gern, wie er dich, und wir hätten dich mit Freuden als Tochter begrüßt."

"Tante, sei froh, daß es nicht so ist," versetzte Edith ernst; "ich bin keine Frau für Waldemar, denn erstens fühle ich für ihn ebenso wie er für mich nur Freundschaft, und zweitens muß Waldemars Frau Vermögen ins Haus bringen; ich habe genug von den Verhältnissen der Landwirte gehört, um das zu wissen."

"Aber du — Ihr habt es doch," sagte Frau Betti in ehrlichem Erstaunen; "deine Mama spricht ja doch — freilich nur andeutungsweise — von ihren Besitztümern."

Edith errötete. "Was Mama hat oder nicht hat, weiß ich selbst nicht," sagte sie verlegen und fuhr dann fröhlich fort: "Aber das eine weiß ich, daß ich jetzt nur Mamas Segen und etwas Wäsche bekomme."

"J, das ist ja doch gar nicht menschenmöglich, Ditha; Mama spricht doch bloß," meinte Frau Kienholz zweifelnd. Edith zuckte ganz vergnügt die Achseln. "Spaß oder nicht, mir ist es gleich; sie hat es Franz gesagt und er nimmt es ernst und will mich doch, mich ganz allein und das macht mich stolz, Tante. Und über das, was Mama da geheimnisvoll von ihrem Tode spricht und von den Augen, die wir nachher machen werden, das sieht uns gar nicht an; wir denken bloß, daß wir uns haben werden, Franz und ich."

"Dass du dich in den verlieben könntest, das hätt' ich nicht gedacht," sagte Frau Betti lachend.

"Unverhofft kommt oft!" entgegnete Edith froh und suchte dann Mimi auf. Bei dieser erfuhr sie schon mehr Verständnis für ihre Jubelstimmung; Mimi fand es zwar im Innersten unbegreiflich, daß Edith sich über Gustav hinweg in den dicken Liebhardt verliebt hatte, aber jedenfalls war ihr der Seelenzustand ihrer Base sehr sympathisch. Und so sprachen sie nur im allgemeinen von der

Liebe und verstanden sich sehr gut; in der einen Plauderstunde kamen sie aneinander näher, als es in den vielen Wochen des Zusammenseins geschehen war, und die beiden Mädchen waren in manchen Augenblicken wie ausgewechselt; die ernste Edith spann kindischfrohe Zukunftspläne, die muntere Mimi gab hausfrauliche Ratschläge.

Indessen war es Zeit geworden, zum Bahnhof zu fahren; nachdem Christian angespannt hatte, wurde er von der Hausfrau in geheimer Audienz empfangen.

"Christian, jetzt hören Sie mich gut an und tun Sie genau, was ich sage," redete sie ihn an. "Wenn die Herrschaft am Bahnhofe aussiegt, dann ersuchen Sie, ob Sie schnell etwas besorgen dürfen, und eilen dann sofort in den Elefanten und lassen sich zu meinem Mann führen; ihm geben Sie dann diesen Brief; haben Sie verstanden?"

"Da gibt's auch viel zu verstehen," meinte Christian geringschätzig.

"Es muß aber genau so gemacht werden, wie ich gesagt habe," versetzte Frau Kienholz eifrig, "und vor allen Dingen — geschwänzt wird nicht darüber."

"Weil das Schwäzen schon so meine Sache ist," erwiderte Christian beleidigt, worauf die Herrin sofort einlenkte: "Na eben darum gebe ich Ihnen den Auftrag."

Die Scheidestunde schlug, Graf nahm gemütlichen Abschied, bedankte sich sehr schön für den Reiseimbiß und fuhr unter den Segenswünschen der Familie Kienholz ab; Frau Riedel und Gustav begleiteten ihn.

Kienholz verlebte indessen in seinem freiwilligen Zimmerarrest bange Stunden; er hatte nicht lange geschlafen, und als er erwachte, war ihm wieder die ganze verzweifelte Situation zum Bewußtsein gelommen. Die Zeit bis zum Abend war noch furchtbar lang und weiß, welche Nachricht der Abend brachte. Wenn er wirklich verreisen mußte, so war das einfach schrecklich; das viele Geld und dann die Arbeit, die er daheim versäumte, und das alles Amaliens wegen, die nun doch ihre Tante dem Nachstbesten gab. Was hatte er diesem Heiratsplan schon alles geopfert! Sein friedliches Familienleben, das ganze frohe Behagen, das er sonst um die Erntezzeit empfand, besonders in einem so gesegneten Erntejahr wie heuer, alles, alles war untergegangen in den ewigen Aufregungen des Glücksspiels, das er gewagt und doch verloren hatte. Es war zum Verzweifeln. Und er gebarde sich auch wie ein Verzweifelter, rannte in dem Zimmer hin und her, schalt, fluchte und seufzte in harmonischer Abwechslung.

Dann wieder stand er plötzlich still und horchte angstvoll hinaus; wie, wenn Fritz, dieser unberechenbare Range, irgend eine Dummheit mit seinem Brief angerichtet, ihn verloren oder jemand anderem als der Mutter übergeben hatte? Und der Graf erfuhr seinen Aufenthaltsort und kam ihm nach, um blutige Sühne zu fordern?

Schnell eilte er zur Glocke und schellte. Dem herbeieilenden Stubenmädchen sagte er in fliegender Hast, wenn jemand nach ihm frage, solle sie sagen, er sei fortgegangen, wohin wisse sie nicht. Dann zog er sich in sein Zimmer zurück und wagte kaum zu atmen; er horchte auf jeden Schritt und jede Stimme, und dabei schlichen die Minuten dahin, als ob sie Stunden wären; und merkwürdig, wie die Langeweile und die Angst an ihm zehrten! Er hatte

schon wieder Hunger trog des mehr als reichlichen Mittagessens, und er sehnte sich unsäglich nach etwas Eßbarem, erst nach allen möglichen guten Dingen, dann wurde er immer bescheidener; ein Endchen Wurst, eine saure Gurke hätten ihm genügt, aber er wagte nicht mehr zu schellen. Er saß da in der hintersten Ecke des Zimmers, seinem Blick, sowohl durchs Fenster als durchs Schlüsselloch erreichbar, und starrte auf das Zifferblatt seiner Taschenuhr. Manchmal wandte er sein Auge davon ab und gab sich kulinarischen Träumen hin; dann meinte er, er hätte stundenlang geträumt, aber wenn er wieder auf die Uhr sah, dann waren es fünf Minuten gewesen.

Ach, wenn seine Pläne für Waldemar ein Verbrechen gewesen wären, dann fühnte er dieses Verbrechen jetzt tausendfach; er glaubte zu fühlen, wie sein Haar ergraute.

Und nun, nun war es wirklich da, daß Unglück!

"Herr Kienholz ist nicht da!" hörte er die helle Stimme des Stubenmädchen, dann eine brummige, von der er nichts verstand.

"Ich weiß nicht," ertönte es wieder aus des Mädchens Munde, dann wieder das unverständliche Gebrumme und dann wieder hell: "Danach habe ich nicht gefragt."

Kienholz stand zitternd in seinem Winkel und als er nichts mehr hörte, sah er einen heroischen Entschluß: er mußte den Boten sehen. So vorsichtig als möglich lugte er durch den Fenstervorhang hinab und sah — Christian, wie er kopfschüttelnd mitten auf der Straße stand und ratlos hin- und herschaute. Und da war es, als ob ein Krampf in seiner Brust plötzlich nachließe; mit einem Schrei stürzte er hinaus, vorbei an dem verblüfften Stubenmädchen, an dem staunenden Hausherrn, und fiel dem erschrockenen Christian beinahe um den Hals.

"Herein, herein, nur schnell herein!" rief er leuchend und zog den guten Mann hinter sich her, die Treppe hinauf und in sein Zimmer. Dort endlich ließ er ihn los, versperrte die Tür und fragte atemlos: "Was ist daheim?"

Wenn Kienholz gehofft hatte, ihn auf diese Art zu einer kurzen und schnellen Antwort zu bringen, so war das ein großer Irrtum gewesen. Christian suchte zuerst einen Stuhl, den er sorgsam prüfte, ob er ihn auch ausschließe, dann setzte er sich umständlich nieder und schnaufte zunächst gründlich von dem ungewohnt raschen Treppensteigen aus; die zappelnde Ungeduld seines Herrn störte ihn nicht im geringsten. Endlich sagte er langsam: "Na, was soll denn wohl sein?"

Wieder ergoß sich ein Strom von Fragen über ihn, er aber trabbelte in der Tasche seines Rocks und zog endlich sein rotes Taschentuch heraus, aus dem er wieder langsam einen Brief wickelte, den er Kienholz hinhielt. "Das soll ich Ihnen geben," sagte er ruhig.

Kienholz riß ihm das Schreiben aus der Hand, öffnete es und las:

"Teuerster Ferdinand! Komme gleich zurück, es ist alles in Ordnung; Emma hat alles geschlichtet, es ist Friede und Freude überall, du mußt dich bei Emma sehr schön bedanken. Der Graf fährt jetzt mit dem Zuge fort, du kanust den Wagen mit Emma und Gustav zum Nachhausefahren benötigen. Und siehst du, ich habe doch recht gehabt wegen Amalie; denke dir, Ditha bekommt nichts als Mamas Segen und etwas Wäsche. Und jetzt meine ich, sollten wir zum Trost recht freundlich mit Amalie sein und Dithas Verlobung ordentlich feiern; sie soll sehen, daß wir uns nicht grämen. Hier schicke ich dir Geld und bitte, wenn du noch etwas Zeit hast, besorge mir Zitronen; ich merkte soeben, daß sie mir ausgegangen sind."

Es küßt dich deine dich ewig liebende

Gattin Betti."

Kienholzens Antlitz ward immer heller während des Lesens, zuletzt lachte er ganz laut und schlug Christian vergnügt auf die Schulter.

"Hast du die Herrschaft zur Bahn gefahren?" fragte er. Christian bejahte und fügte aus eigenem hinzu, daß ein Junge die Pferde beaufsichtigte.

"Na, also lauf und sage Frau Niedel, sie möge ein wenig auf mich warten, ich läme gleich nach; hast du verstanden?"

Christian nickte nur und erhob sich dann schwefällig, um den Befehl seines Herrn, mit Ausnahme des Laufens, das nun einmal nicht in seiner Natur lag, pünktlich auszuführen.

Der Zug mit Herrn Graf war abgedampft, aber Frau Emma und Gustav erwarteten Christian keineswegs mit Ungeduld. Die Mutter erzählte dem Sohne den ganzen Spaß mit Kienholz und Graf, und sie unterhielten sich prachtvoll dabei. Als Christian mit der Nachricht von seinem Herrn kam, hatte Gustav nur die eine Sorge, daß er seine Heiterkeit vor dem Onkel nicht werde verborgen können, und er fing sofort an, seine Gesichtsmuskeln daraufhin zu prüfen.

Kienholz hatte inzwischen seine arg mitgenommene Toilette etwas instand setzen lassen und berichtigte dann seine Tochter. Der Wirt fragte teilnehmend, ob er befriedigende Nachricht erhalten habe, worauf ihm Kienholz mitteilte, daß seine Familie in dem Bestreben, ihm eine Überraschung zu bereiten, dies etwas starke Mittel angewandt hätte, um ihn vom Hause fernzuhalten. Aber er werde ihnen schon tüchtig die Leviten lesen trotz der guten Meinung.

Dann eilte er zum Bahnhof; als er Frau Niedel erblickte, streckte er ihr von weitem beide Hände entgegen. "Liebe Emma, ich danke dir tausendmal für alles, was du getan hast; zähle auf mich jederzeit!" Sie mehrte bescheiden ab; Gustav hatte sich beim Erscheinen des Onkels rasch abgewandt, was letzterer irrtümlich für zarte Rücksicht hielt; in Wirklichkeit war der junge Mann damit beschäftigt, seine unbarmhärtigen Gesichtsmuskeln zu zähmen. Als er endlich imstande war, sein Antlitz in ehrbare Falten zu legen, trat er wieder auf Mutter und Onkel zu.

"Und nun, liebe Emma, möchte ich dich noch um einen Gefallen bitten," sagte eben der Onkel. "Ich will heute Dithas Verlobung feiern, bitte, hilf mir die Einkäufe für einen guten Abendtisch besorgen. Und du, Gustav, hilf ein wenig das äußere Arrangement der Tafel machen," wandte er sich an den herzugekommenen Neffen; "deine Kollegen haben dich ja immer, wie du selbst sagst, den Kellner genannt . . ."

"Tapezierer bitte!" fiel Gustav ein, froh, daß er lachen durfte.

"Das kommt auf dasselbe heraus," meinte Kienholz vergnügt; "Du hast die Sache so hübsch gemacht damals beim Empfang, so wirst du's ja jetzt auch wieder treffen."

Sie trennten sich, nachdem sie noch einiges wegen der Abendtafel besprochen hatten, und jedes ging, um seinen Teil an Einkäufen zu besorgen. Frau Emma hatte die Eßwaren übernommen, Gustav die Dekorations Sachen und Kienholz den Wein. Christian mußte die Pferde in einem kleinen Gasthof in der Mitte des Städtchens einstellen und die Pakete erwarten, die man dorthin schicken wollte.

Kienholz trat, ehe er sich um den Wein kümmerte, noch einen sauren Gang an; er suchte Liebhardt auf. Zufällig war dieser daheim und empfing den Oheim seiner Braut sehr freundlich; er ließ ihn nicht zur Entschuldigung kommen, worüber Kienholz natürlich ungeheuer froh war. So bat er denn Liebhardt mit großer Herzlichkeit, abends bestimmt zu kommen, man wolle die Verlobung feiern; Liebhardt sagte selbstverständlich mit Freuden zu.

Und nun machte sich Kienholz erleichterten Herzens ans Einkaufen. Seine Helfer waren auch nicht müßig gewesen, und Christian schüttelte immer nachdenklicher sein schwer bewegliches Haupt über die vielen Pakete, welche kamen.

Gustav war überall umhergerannt, um Feuerwerkskörper aufzutreiben, aber außer einigen Sternraketen konnte er nichts finden; zuletzt eilte er zu einem Gärtner und ließ einen Tafelstrauß binden; den wackeren Mann und noch mehr dessen junge Gehilfin brachte er fast zur Verzweiflung, weil er alle Blumen verwarf, die sie wählten, und allerlei verlangte, was sie nicht hatten. Die gebräunte Künstlerin ließ sich sogar zu der Bemerkung hinreissen, daß er's doch selber machen möge, wenn er's so gut verstände. Als es aber fertig war, mußte sie doch zugeben, daß sie noch nie etwas hübscheres gesehen habe. Dann ließ er sich noch eine große Schachtel voll Farbenwedel und anderes Grün, sowie eine Menge Blumen packen und ging endlich dem Gasthofe zu, wo er bereits die Mutter und den Oheim vorsand. Nun fuhren sie rasch nach Hause.

(Fortsetzung folgt.)

Der Ursprung unserer Haustiere.

Von Hermann Gressling.

Die Frage, wo unsere treuen Freunde, die Haustiere, herstammen, läßt sich nicht so ohne weiteres beantworten. Die Mythologie der alten Völker macht sich, wie immer, die Beantwortung leicht, indem sie defretiert, daß der oder jener Gott den Menschen die Haltung und Zucht der Tiere gelehrt habe. Die Wissenschaft kann weder mit Namen noch mit Daten, sondern nur mit Hypothesen dienen, aber mit Hypothesen, deren Grundlagen wohl den Nagel auf den Kopf treffen dürften. Hat uns doch die Natur in unserer eigenen Erde ein gewaltiges, nie versagendes Buch geschenkt, das in einer sehr beredtsamen Sprache geschrieben ist für die, die sie verstehen. Jede Epoche der Menschheit trägt sich, ohne es zu wissen oder zu wollen, darin ein, und jedes neue Blatt drängt die älteren immer weiter in die Tiefe des Erdbodens. Indem wir die einzelnen Blätter dieses Buches zu Tage fördern, studieren wir die Geschichte der fernsten Zeiten und korrigieren unsere Forschungen an dem lebenden Abbild jener versunkenen Kulturperioden, das wir in den jetzt noch bestehenden wilden Völkerschaften vor uns haben. Leben doch auf der Erde Menschen in allen Zuständen der kulturellen Entwicklung, von den auf tiefster Stufe stehenden Autochthonen bis hinaus zu den erhabensten Denkern der europäischen Kulturnationen.

Die Erklärung dafür, wie der Mensch dazu gesommen ist, Tiere zu halten und zu züchten, ist leicht zu finden. Der vorgeschichtliche Mensch lebte zum guten Teil von der Jagd; wäre diese nicht ergiebig oder verhinderten ihn ungünstige Witterungsverhältnisse oder Krankheit an ihrer Ausübung, so litt er Mangel. Er wird also zunächst darauf bedacht gewesen sein, für Zeiten des Mangels — zum Beispiel für den Winter — Vorräte anzusammeln. Allein dieses Verfahren erwies sich mangels genügender Konservierungsmittel und aus anderen Gründen unzureichend. Entweder verdarben die ausgehäuften Vorräte, oder die Erträge der Jagd waren nicht genug ab, um überhaupt welche zu sammeln. Das Bedürfnis, sich von solchem Zufall unabhängig zu machen, trat hervor; wie überall, so ward auch hier die Not die liebevolle Lehrmeisterin des Menschen. Bei irgendeiner Gelegenheit erbeutete er die Jungen eines seiner Jagdtiere. Die niedlichen Tierchen gefielen ihm, er behielt sie bei sich, zog sie auf, fütterte sie. Vielleicht pflanzten sie sich in derartigen Fällen in der Gefangenschaft fort. Die gefangenene Tiere wuchsen und wurden fett. Eine Periode des Mangels trat ein — wie bequem für den Menschen, daß er gerade diese Tiere besaß. Nun konnte er sie schlachten und davon leben, während seine Nachbarn darben mußten. Das lenkte deren Aufmerksamkeit auf sein Beispiel, sie strebten ebenfalls danach, in den Besitz einiger geeigneter Geschöpfe zu gelangen, und was vorher Zufall gewesen, ward nunmehr Absicht.

So wirkten Not, Geselligkeitstrieb und Wohlgefallen zusammen, dem Menschen die Haltung und Zucht von Haustieren nahe zu legen. Denn nicht allein um des Nutzens willen hielt er sie, sondern auch um des Wohlgefällens willen und aus Lust an der Geselligkeit; die Liebe zur Tierwelt ist ja den Menschen tief in das Herz gepflanzt. Sie allein mag in zahlreichen Fällen schon genügt haben, den Grund zur Haustierpflege zu legen, und der Nutzen mag erst in zweiter Linie erkannt worden sein.

Sobald von den Menschen der Nutzen erkannt wurde, den ihnen die Viehzucht gewährte, bildete sich dieselbe nicht nur immer weiter aus, sondern sie erlangte auch immer größere Verbreitung. Ja, bald genug ward für ganze Völker Erftengesetzgebung, was früher nur Aunehmlichkeit gegeben war; und wenn die Weide für die Haustiere in einer Gegend nicht mehr gut genug war, so mußten sie dieselben im Stiche lassen und eine andere aussuchen. So bildeten sich die Nomaden. Bedingung des Nomadenlebens war freilich die Benutzung der Haustiere zu motorischen Zwecken. Jeder Mensch mußte seine Zelte, Geräte und Vorräte fortschaffen; er bediente sich dazu seiner Tiere, die er bisher nur des Fleisches und der Milch wegen gehalten. Des Laufens müde, versuchte er es, auf dem Rücken eines seiner Tiere eine Strecke Weges zurückzulegen; so lernte er das Reiten. Kam er in Gegenden, wo man seine Tiere noch nicht kannte, so erregte er Staunen und Schrecken. Sie verliehen ihm ein großes Übergewicht über die Völker, welche deren Ge-

brauch noch nicht kannten; es wurde ihm leicht, diese zu unterjochen. Wer erinnert sich z. B. nicht aus der alten Geschichte des Übergewichts, welches dem Phryrus seine Kriegselefanten über die Römer verliehen, oder des Vorteils, welcher den Hunnen und Magharen aus ihrer Gewandtheit im Reiten erwuchs. Mit Recht darf man daher die Domestikation (die Zähmung der Tiere) als einen der wichtigsten Kulturfortschritte der Menschheit bezeichnen; sie steht als solcher gleichberechtigt neben der Einführung des Ackerbaus.

Die Art, wie der Mensch bei der Zähmung der Tiere vorging, ist wohl je nach der Gattung der in Frage kommenden Arten eine verschiedene gewesen. Manche, wie z. B. die Vorfahren unseres Haushundes, hielten sich wohl aus eigenem Antrieb in der Nähe der menschlichen Niederschlüsse auf, um die Küchenabfälle derselben auszubeuten. Auf diese Weise gewöhnten sie sich an die Menschen, von denen sie bald förmlich abhängig wurden; einzelne von ihnen zeigten sich vielleicht zutraulicher als die anderen, oder schlossen sich an besonders freigiebige Individuen näher an, bis sie schließlich regelrecht in deren Eigentum übergingen. Noch jetzt gehören bei einzelnen wilden Stämmen die Hunde dem ganzen Stamm, nicht den einzelnen Mitgliedern; sie folgen dem Stamm und werden auf gemeinsame Kosten erhalten. Andere Tierarten sind manchmal des Bergmühlens oder Nutzens willen. Man gewöhnte entweder Junge an sich oder brachte die Arten, die nicht freiwillig blieben, in Gehege. So fand man bald diejenigen Arten heraus, welche sich an das Verhältnis zum Menschen rasch gewöhnten und dabei auch für ihre Herren den größtmöglichen Nutzen versprachen, während die unzähmbaren Arten sowohl als Individuen entweder in der Gefangenschaft zu Grunde gingen oder sich derselben von selbst entzogen. Die Unpassung tat das übrige. Der Kampf ums Dasein fiel für sie fort, ihre Gewohnheiten wurden sanfter, ihr ganzer Organismus änderte sich im Laufe der Jahrhunderte. Unwillkürlich begünstigten ihre Pfleger immer die mit den ihnen nützlichsten Eigenschaften ausgerüsteten Exemplare; sie trieben gewissermaßen eine unbewußte Zuchtwahl und bildeten so allmählich die verschiedenen Rassen heraus, die wir jetzt kennen. Infolge der Abgeschlossenheit der einzelnen Völkerschaften entstand in der Regel bei jeder eine besondere Rasse eines Haustieres, je nach Nahrung, Klima, Geschmack und Pfleger usw., wodurch sich die mannigfachsten Rassen desselben Tieres erklären.

Wir finden noch heute mancherlei erst halbgezähmte Tierarten, wie wir auch wilde Tiere finden, die früher gezähmt waren und später verwildert sind, so die Dingos, die verwilderten Hunde Australiens, und die Musangs der amerikanischen Prärien. Alle Versuche, heutigen Tages Wildtiere zu Haustieren auszubilden, wie solche vor allem in Frankreich angestellt wurden, sind schlaglos. „Es ist wohl,“ schreibt Haase in seiner „Schöpfung der Tierwelt“, „gelungen, Wildtiere durch mehrere Generationen hindurch in Gefangenschaft zu züchten, allein die Eigenschaften des Haustieres erhielten diese Tiere nicht, höchstens verklommerten sie infolge der Inzucht und der schädigenden Eigenschaften, welche die Gefangenschaft auf sie ausübte. Es ist jedoch möglich, daß namentlich manche Vögel noch geeignet sind, Haustiere zu werden, denn es ist nicht wohl denbar, daß nur die wenigen Arten der Vogelklasse, aus welchen Haustiere entstanden sind, dazu befähigt gewesen sein sollten.“ Vielleicht erleichtert auch die Lebenshaltung des vorgeschichtlichen Menschen den Übergang vom Wildtier zum Haustier mehr, als dies bei denjenigen der Kulturvölker der Fall ist. Die Tiere erfreuten sich einer größeren Freiheit als jetzt; sie standen etwa in dem gleichen Verhältnis zu dem prähistorischen Menschen, wie die halbwilden Schweine Steugutneas zu den dortigen Einwohnern. Letztere treiben keine eigentliche Zucht, sie halten nur Buchthäuser und überlassen es diesen, sich im Walde mit wilden Eibern zu paaren und nach beendetem Brunst zu ihren Hütten zurückzukehren.

Die Zeit, wann die Zähmung unserer hauptsächlichsten Haustiere stattgefunden hat, läßt sich nicht bestimmen. Der Hund, zweifellos das älteste Haustier, findet sich als solches schon in der jüngeren Steinzeit. „Selbst bei einem Volle,“ sagt Alberg, „welches noch auf so außergewöhnlich niedriges Stufe gestanden hat, wie dasjenige, von dem die sogenannten Höhlen-Wüddinger (dänische Muschelhausen) herstammen — selbst bei einem solchen Volle wird doch bereits der

Hund als gezähmtes Tier angetroffen.“ Man versegt diese Funde — allerdings ohne Gewähr — ungefähr in die Zeit von 3000 vor Christi, und damals schon deutet nach dem eben genannten Gewährsmanne die außerordentliche Mannigfaltigkeit der Hunderassen darauf hin, daß bei der Züchtung dieses Tieres eine gewisse Willkür mit im Spiele gewesen ist. Auch die Bewohner der in der Schweiz aufgefundenen Pfahlbauten befanden sich — woran die vorgefundenen Knochenreste keinen Zweifel lassen — schon im Besitz der hervorragendsten Haustiere, sowohl des Hundes, als auch des Kindes, des Schweines, der Ziege und des Schafes. Das Kind ist sogar in mehreren Arten vertreten. Das Pferd, und zwar ein dem Pferde der Zeitzeit entsprechendes, ist wohl auch vorhanden, doch ist es zweifelhaft, ob man es mit wilden, auf der Jagd erlegten, oder bereits gezähmten Tieren zu tun hat.

Der Hund war dem vorgeschichtlichen Menschen nicht nur wertvoll als wachsamer, anhänglicher und unterhalternder Gefährte, er diente ihm auch zu Nahrungszwecken. Vermutlich stammen unsere Hunderassen von verschiedenen wilden Arten ab, diejenigen der alten Welt angeblich von drei wilden Hunderassen, zwei Sasa-a-Arten und einer Wölfe. Jung eingefangene Schafe zeien sich auch jetzt noch leicht zähmbar und paaren sich sogar mit Haushunden. Das Pferd ist vermutlich später als der Hund — ja noch später als der Esel — zum Haustier geworden, und zwar sowohl in Mittelasien als auch in Mitteleuropa. Auch hier dienten mehrere — vermutlich drei — Arten als Stammtiere. Wie der Hund nützte auch das Pferd dem vorgeschichtlichen Menschen als Nahrungstier.

Die Zähmung des Esels verdanken wir den ägyptischen semitischen Völkern, auch unsere Haustiere soll von den alten Ägyptern zuerst als Haustier gehalten worden sein. Eine nubische oder ägyptische Art gilt als Stammmart. Der Ursprung von Kind und Ziege sind in Dunfel gefüllt, beide finden sich abgebildet auf den ältesten ägyptischen Kulturdenkmälern. Aus diesem Umstande erhellt jedoch nicht sowohl ihre ägyptische Abkunft, als die Tatsache, daß dieses urale Kulturvolk sich bereits im Besitz des möglichen Geschöpfs befand. Der Kinderzucht wandten sie große Sorgfalt zu; sie hatten mehrere Rassen und wählten aus einer derselben, der Langhornrasse, ein heiligen Apis. Beide, Kind und Ziege, scheinen von mehreren Arten abzustammen. Einer jüngeren Periode scheint das Schaf anzugehören, dessen Abstammung ebenso dunkel ist wie die des Kindes. Manche Förscher nehmen eine einzige Stammmart an, manche mehrere. Das Schwein soll bereits um das Jahr 4900 vor Christi in China gezüchtet worden sein; das Kaninchen hat Spanien zum Vaterland, das Kamel Arabien; das Lama fanden die Entdecker Perus bereits gezähmt vor, und es geht die erste Bezugnahme derselben als Haustier nach der peruanischen Tradition bis in die frühesten Zeiten der menschlichen Existenz zurück.

Was nun die Haustiere aus der Klasse der Vögel anlangt, so treffen wir die Zucht des Huhnes schon bei den ältesten Kulturbölkern; die Hühner spielen sogar im Kultus derselben eine hervorragende Rolle. Als wilde Stammmform gilt vielfach das indische Pantahuhn. Unsere zahme Haustaube mit all ihren Rassen und Spielarten soll von der Felsen- oder Ustertaube abstammen. Wann sie gezähmt worden ist, wissen wir nicht, doch steht es fest, daß die alten Ägypter und Chinesen sie bereits hegten, wie diese Völker auch bereits Tauben zur Brieftaferndung benutzten. Unsere Enten leiten ihre Abkunft von der wilden Stodente her (nur die Moschusente, deren Vaterland Amerika ist, macht eine Ausnahme); die Stammmutter unserer Haustiere ist die Graugans oder Wildgans, die im Norddeutschland auf ruhigen Teichen und kleinen Landseen brütet. Auch das noch heute beliebte Perlhuhn zählt schon in dem Altertum zu den Haustieren. Unsere Honigbiene ist seit unentzifferlichen Zeiten des Menschen Pflegelind in dem Maße, daß sie in wildem Zustande gar nicht mehr vorkommt (nur in verwildertem). Die Seidenraupenzucht stammt aus China, welches Land auch das Vaterland des einzigen zum Haustier gewordenen Fisches, des Goldfisches, ist, der dort schon wie auch in Japan in alter Zeit gezüchtet wurde. Ein Beispiel der Haustierzüchtung in neuerer Zeit bildet die Zucht des Kanarienvogels, der zuerst im 16. Jahrhundert von den Kanarischen Inseln eingeführt wurde und im Laufe der Zeit zum völligen Haustier geworden ist.

Spiele und Kunstfertigkeit

Die magische Weinsflasche

Ist es möglich, daß der rote Wein, den ein Mensch ganz richtig austrinkt, statt in dessen Magen in eine in seiner Tasche befindliche Flasche fließt? Für gewöhnlich nimmt der ausgeschlürzte Wein ja nicht diesen Weg, aber wenn Ihr, meine jungen Freunde, eure Zauberkünste mit ihm vorgenommen habt, dann fließt er auch in die Flasche zurück, statt in den Magen. Jedenfalls werdet Ihr euren staunenden Zuschauern die wieder gefüllte Flasche vorweisen können. Auf einem Tische, den Ihr auch wie zufällig mit allerhand anderen Gegenständen, wie Büchern, Stöcken oder aufgestellten Bildern und dergleichen nicht zu verdecken habt, stellt Ihr eine kleine Flasche mit Rotwein und zwei Gläser. Dann bittet Ihr einen der anwesenden Herren, an den Tisch zu treten und den Wein mit euch zu trinken. Ihr giebt den Wein in die zwei Gläser, legt den Stöpsel der Flasche auf den Tisch und stellt die Flasche selbst wie aus Unachtsamkeit hinter einen der Bücherstöcke oder Bilder, holt sie gleich wieder hervor und stellt sie dem bei euch stehenden Herrn aus dem Zuschauerkreise in die Tasche, und zwar ohne Stöpsel. Gleich daraus bemerkt Ihr, Ihr hättet ja den Stöpsel vergessen, greift noch einmal in die Tasche des Herrn und steckt den Stöpsel auf die Flasche. Nun fordert Ihr den Herrn auf, das Glas Wein zu trinken, das zweite leert Ihr selbst. Der Aufgeforderte trinkt, darauf behauptet Ihr, nun sei der von ihm getrunkene Wein in die Flasche zurückgeflossen. Das will natürlich niemand glauben, die Flasche wird hervorgezogen, und richtig, sie ist zur Hälfte mit rotem Wein gefüllt. Wie ist nun des Rätsels Lösung? Also hört, meine jungen Freunde, die Sache ist höchst einfach. Ihr habt zwei ganz gleiche Flaschen, die ziemlich klein sind und aus einem rauhen oder geriefelten, möglichst undurchsichtigen Glas bestehen. Am besten ist es, wenn so eine Flasche gerade zwei Weingläser Inhalt hat. Die eine Flasche also wird mit Rotwein gefüllt; sie steht bei den Gläsern. Die andere, die ohne Stöpsel ist, wird zur Hälfte mit Wasser gefüllt. Durch das möglichst undurchsichtige Glas wird man das Wasser nicht gleich gewahr. Diese Flasche steht hinter den Büchern verborgen. In einer Hand versteckt Ihr ein Stückchen einer Weinpille, wie man solche in Geschäften für Zauberartikel zu kaufen bekommt. Die Pille bewirkt, falls sie in Wasser geworfen wird, daß dieses Wasser sofort eine weinartige Farbe annimmt; besonders schnell wirkt sie in leicht angewärmtem Wasser. Wenn Ihr also den richtigen Wein aus der anderen Flasche in die Gläser gegossen habt und diese wie aus Versehen hinter die Bücher stellt, so holt Ihr natürlich statt ihrer die andere, zur Hälfte mit Wasser gefüllte Flasche wieder hervor. Die Zuschauer, die das Wasser darin nicht so schnell erkennen können, halten sie ohne weiteres für die leere Flasche. Ihr steckt also die mit Wasser gefüllte Flasche dem Herrn in die Tasche, ohne Stöpsel, wie schon bemerkt, und laßt, während Ihr nachträglich den Stöpsel aussieht, die Pille heimlich in das Wasser gleiten. Wohlgernekt, die Pille darf nicht außerhalb der Tasche ins Wasser geworfen werden, da dann die Zuschauer sehen, wie sich dieses rot färbt. Während der Wein getrunken wird, soll sich in der Tasche das Wasser färben, und nach dem Heranziehen der Flasche scheint sie wie mit Wein gefüllt. Ihr steht als Zauberer viel bewundert da, ja, aber natürlich mußt Ihr nun geschickt eine — Kostprobe des falschen Weines verhindern.

Denkspruch.

Vor allem eins, mein Kind: Sei treu und wahr,
Laß nie die Lüge deinen Mund entweihen;
Bon altersher im deutschen Volle war
Der höchste Ruhm, getreu und wahr zu sein.
Robert Reinicd.